

Diese angebliche Magenverstimmung sollte mich beruhigen – und sie lieferte Ellie einen guten Vorwand für ihre besorgten Fragen nach meinen Schmerzen. Ob ich Stiche in der Herzgegend spüre? Allerdings, aber davon sagte ich nichts. Atembeschwerden? »Nein, ich habe verdammt noch mal nichts dergleichen«, knurrte ich. »Das war nur ein Albtraum, nichts weiter. Mach um Himmels willen keinen solchen Wirbel, Ellie, und hör auf, so herumzuwieseln ...«

»Quatsch!«, erwiderte meine wunderschöne, aufgeregte unverheiratete Tochter. »Warum hörst du nicht auf mich, Daddy? Nicht einmal, sondern tausendmal habe ich dich gewarnt ...«

In der Tat. Aber ich bin noch nie gut darin gewesen, Warnungen zu beherzigen, einschließlich meiner eigenen.

Schließlich pflichtete ich ihr bei, dass meine Gelüste um elf Uhr abends schuld gewesen waren; ich gab zu, dass es unbesonnen

und unklug gewesen war, meine gesamte Wochenration Cheddarkäse – eine ganze Unze! – auf einmal zu verschlingen. Inzwischen waren meine Ängste verflogen, und eine vertraute Trostlosigkeit ergriff Besitz von mir. Ellie stand am Fußende meines Betts und umklammerte das Messinggestell. Ihr offener Blick ruhte auf meinem Gesicht. Mitternacht war vorüber. Meine Tochter ist mit Unschuld gesegnet, aber sie lässt sich von niemandem zum Narren halten. Sie sah auf ihre Uhr. »Es ist Rebecca, stimmt's?«, fragte sie in sanftem Ton. »Heute ist ihr Todestag – und das macht dir immer zu schaffen, Daddy. Warum machen wir uns etwas vor?«

Weil das besser so ist, hätte ich antworten können. Rebecca ist jetzt zwanzig Jahre tot, und damit habe ich zwei Jahrzehnte Zeit gehabt, die Vorteile solcher Selbsttäuschungen kennen zu lernen. Das war allerdings nicht die Antwort, die ich Ellie gab; tatsächlich sagte ich

überhaupt nichts darauf. Irgendetwas – vielleicht der Ausdruck in ihren Augen, der Umstand, dass ihre Stimme weder vorwurfsvoll noch anklagend klang, oder einfach die Tatsache, dass meine einunddreißigjährige Tochter mich immer noch »Daddy« nennt – irgendetwas jedenfalls versetzte mir an diesem Punkt einen Stich. Ich sah zur Seite, und der Raum verschwamm vor meinen Augen.

Ich lauschte dem Rauschen des Meeres, das in ruhigen Nächten, wenn der Wind es nicht übertönt, in meinem Schlafzimmer deutlich zu vernehmen ist. Die Wellen schlugen gegen die Felsen der kargen kleinen Bucht unterhalb meines Gartens: Flut. »Öffne das Fenster ein wenig, Ellie«, bat ich.

Ellie, die sehr feinfühlig ist, tat dies ohne weitere Bemerkungen oder Fragen. Über die vom Mond erhellte Bucht sah sie zu der Landspitze gegenüber, auf der Manderley liegt. Das große, heute verfallene Haus der de

Winters ist weniger als eine Meile Luftlinie entfernt. Wenn man sich ihm über Land nähert, scheint die Strecke weit zu sein, da unsere Landstraßen hier schmal und gewunden sind und in zahlreichen Schleifen um die vielen kleinen Buchten verlaufen, die in unsere Küste einschneiden; aber per Boot ist es schnell zu erreichen. In meiner Jugend bin ich mit Maxim de Winter häufig in meinem Dingi hinübergesegelt. Dann pflegten wir in der Bucht unterhalb von Manderley anzulegen – derselben, in der Jahrzehnte später seine junge Frau Rebecca unter mysteriösen Umständen ums Leben kommen sollte.

Ein leises Stöhnen drang aus meiner Kehle, das Ellie nicht zu hören vorgab. Sie fuhr fort, über das Wasser zur Landzunge von Manderley zu schauen, auf die Felsen, die die Spitze der Halbinsel bezeichnen, den Wald, der das Haus schützt und vor Blicken abschirmt. Ich dachte, sie würde vielleicht sprechen, aber das tat sie

nicht; stattdessen seufzte sie leise, öffnete den Fensterflügel ein wenig, wie ich sie gebeten hatte, und wandte sich mit resignierter Miene ab. Sie ließ die Vorhänge einen Spaltbreit offen, machte mich zum Schlafen fertig und ließ mich dann mit einem letzten sorgenvollen, bedauernden Blick allein mit der Vergangenheit.

Ein schmaler, heller Streifen Mondlicht fiel schräg ins Zimmer, und die Luft trug einen Hauch von Salz und Meeresfrische heran. Rebecca trat vor mein inneres Auge. Wieder sah ich sie wie beim ersten Mal, als ich noch nicht ahnte, welche Macht sie später über mein Leben und meine Vorstellungskraft ausüben sollte – obgleich die meisten Menschen bestreiten würden, dass ich überhaupt so etwas wie Fantasie besitze. Immer wieder sah ich sie in den Salon von Manderley treten, der einem gewaltigen Mausoleum glich – ein Raum, ja ein ganzes Haus, das sie binnen kurzem vollständig